

3. Methodische Überlegungen zur Erschließung der sozialen „Mitte“

3.1 DIE „MITTE“ QUALITATIV ERFORSCHEN

„Zum Sprechen bringen“ ist in diesem Fall wörtlich gemeint. Alltagsweltliche Vorstellungen, Meinungen, vor allem individuelle Erklärungsmuster und lebensweltliche Konstruktionen lassen sich kaum mit einem standardisierten Fragebogen erheben. Es besteht die Gefahr, dass in der repräsentativen Umfrageforschung Erkenntnisse und „Meinungen produziert“, die die Befragten entweder niemals derart wie sie im Fragebogen verfasst wurden, formulieren (und somit auch anders konnotieren) würden, oder auf deren Gehalt sie sonst nie gekommen wären. Die Kritik lautet demzufolge, dass Haltungen abgefragt und reproduziert werden, die ohne die Erhebung nicht zu Stande gekommen wären.¹ Weil dieser sogenannte „Hawthorne-Effekte“² möglichst minimiert werden soll, wurde sich hier für eine qualitative Untersuchungsanordnung entschieden.

Trotz der methodisch vielfältigen Zugriffe eint die qualitative Forschung nicht nur die Abgrenzung zur quantitativen Arbeit, sondern das „interpretative Paradigma“³ sowie die Flexibilität und Anpassungsfähigkeit gegenüber dem

-
- 1 Vgl. Pierre Bourdieu, Die öffentliche Meinung gibt es nicht, in: Ders., Soziologische Fragen, Frankfurt a. M. 1993, S. 212-223, Karin Knorr-Cetina, Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft 1984.
 - 2 Vgl. Doris Lucke, Akzeptanz. Legitimität in der „Abstimmungsgesellschaft“, Bonn 1995, S. 275.
 - 3 Nach Jo Reichertz, Qualitative Sozialforschung – Anspruch, Prämissen, Probleme, in: Erwägen, Wissen, Ethik, Jg. 18 (2007) H. 2, S. 195-208, hier S. 278, hier vor allem der Verweis auf Hubert Knoblauch.

Forschungsgegenstand.⁴ Doch „Interpretation“ ist eine dehnbare, sich häufig in einer Blackbox vollziehende Tätigkeit, für die kaum einheitliche Standards existieren. Darüber hinaus besteht oft die Gefahr, dass die beobachteten Prozesse nicht „interpretiert“, sondern lediglich zusammengefasst werden. Dann ist nicht vielmehr getan als – so einige Kritiker des „interpretativen Paradigmas“ – eine „Verdopplung der alltäglichen Probleme“.⁵ Dabei dürfe sich die Analyse der Gesellschaft nicht in einer puren Subsumption des vom Forscher Wahrgenommenen erschöpfen,⁶ sondern muss in einem ersten deskriptiv und in einem zweiten Schritt interpretativ aufgearbeitet werden, bevor sie letztendlich in einer erklärenden Konstruktion mündet.⁷

Doch genau dieser Prozess ist an die Person des Sozialwissenschaftlers gebunden, von seinem Vorwissen, seiner Beobachtungsgabe, seiner Kreativität abhängig.⁸ Beobachten bedeutet nicht nur das erste Staunen, was einem die Dinge als diffus, widersprüchlich und verworren betrachten lässt, sondern auch das „Gestaltsehen“, welches eben Erfahrung und zuvor erworbenes Wissen verlangt. Nur wenn der Beobachter Dinge in Beziehung zueinander setzen kann, ist die Konstruktion von Zusammenhang und Sinn möglich. Ein Kriterium der qualitativen Arbeit ist nun, diese Vorannahmen des Forschenden explizit zu machen.⁹ Weitere Gütekriterien für die qualitative Arbeit sind das Belegen von Beobachtungen und Interpretationen mit Hilfe von Zitaten, die Arbeit mit Post-

4 Gabriele Cappai, Einleitung. Die empirische Erforschung des Fremden. Ein interdisziplinärer Ansatz, in: Dies. (Hg.), *Forschen unter Bedingungen kultureller Fremdheit*, Wiesbaden 2008, S. 9-38, hier S. 18.

5 Michael Schetsche, *Empirische Analyse sozialer Probleme. Das wissenssoziologische Programm*, 2008, S. 39f. Hier auch unter der griffigen Vokabel der „Deutungskonkurrenz“ zusammengefasst.

6 Ulrich Oevermann, Adorno als empirischer Sozialforscher. Im Blickwinkel der heutigen Methodenlage, in: Ders. u. Andreas Gruschka (Hg.), *Die Lebendigkeit der kritischen Gesellschaftstheorie. Dokumentation der Arbeitstagung aus Anlass des 100. Geburtstages von Theodor W. Adorno 4.-6. Juli 2003 an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main*, S. 189-234, hier. S. 189.

7 Philipp Mayring, *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zum qualitativen Denken*, Weinheim 2001, S. 21.

8 Hierfür und im Folgenden Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Frankfurt a.M. 1980 (1935), S. 120-124.

9 Gabriele Cappai, *Einleitung*, 2008; Philipp Mayring, *Einführung in die qualitative Sozialforschung*, 2001, S. 30.

skripten, also der unmittelbaren Aufzeichnung des Beobachteten, die Rekonstruktion der Forschungspraxis, folglich die Offenlegung eines normalerweise regelgeleiteten Verfahrens und die Forderung nach Konsistenz, also wiederholt auftretender Beobachtungen.¹⁰

Auf Basis dieser Grundregeln für die wissenschaftliche Praxis suggerieren Handbücher zur qualitativen Forschung und erkenntnistheoretische Publikationen häufig, dass ein konziser Forschungsprozess die Normalität ist. An erster Stelle käme die Fragestellung, das Problem, die Hypothese, daraufhin werde eine zweckgerichtete Methode entwickelt, die Material produziere, welches nach zuvor an Erkenntnisinteresse und Vorgehensweise entwickelten Regeln ausgewertet werde. Dabei wird, ob bewusst oder unbewusst, oftmals verschwiegen, dass sich die eigentliche Forschungspraxis völlig anders darstellt. So wird die Fragestellung nicht immer zwingend aus der bisherigen Forschung oder Forschungsdesideraten entwickelt, sondern im Zuge der politisch forcierten Drittmittelforschung an den Wissenschaftler herangetragen. Oder das Forschungsdesign unterliegt oftmals ganz pragmatischen Restriktionen, wie den zur Verfügung stehenden temporären, personellen sowie finanziellen Ressourcen und hängt ebenso an der Einsatzbereitschaft und dem Vermögen der beteiligten Personen. Überdies werden Abläufe und Zielrichtung im Prozess häufig verändert, weil Schwierigkeiten offenbar wurden oder erste unerwartete Ergebnisse eine Verlagerung der Stoßrichtung erfordern. Vor allem wenn der ausführende Wissenschaftler eine bestimmte Methode zum ersten Mal anwendet, ergeben sich Praxen und Routinen erst im Forschungsprozess selbst und können gar nicht zuvor durch Regeln institutionalisiert werden.

Diese Erfahrungen wurden auch durch die Verfasserin der vorliegenden Arbeit gesammelt und sollen hier im Prozess dokumentiert werden, um Forschungsprozesse nachvollziehbar und kritisierbar zu machen. Andere Forscher haben ähnliche Praxiserfahrungen gesammelt. In den seltensten Fällen steht ein

10 Vgl. Ariane Schorn, Das themenzentrierte Interview. Ein Verfahren zur Entschlüsselung manifester und latenter Aspekte subjektiver Wirklichkeit, in: Forum Qualitative Sozialforschung, Jg. 1 (2001) H. 2, S. 20; Ralf Bohnsack u. Aglaja Pryborski, Einleitung. Gruppendiskussionen als Methode rekonstruktiver Sozialforschung, in: Dies (Hg.), Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis, Opladen 2010, S. 7-22, hier S. 13; Gian-Claudio Gentile, Die Gesprächsanalyse der dokumentarischen Methode als „Schlüssel“ zu selbst-referentiellen Kommunikationssystemen? Theoretisch-methodische Grundlagen und empirische Vignetten, in: Forum Qualitative Sozialforschung, Jg. 11 (2010) H. 3, S. 19.

elaborierter Forschungsplan am Anfang des Projektes, dessen einzelnen Schritte im Verlauf strikt eingehalten werden, dessen Methode ausgearbeitet sowie erprobt und bei dem die metatheoretischen Vorannahmen explizit formuliert worden sind. Durch dieses Verfahren sind methodische Innovationen und infolgedessen womöglich die Gewinnung neuer Erkenntnisse kaum möglich. Doch nur die wenigsten Sozialwissenschaftler haben in der Retrospektive den Mut, sich zu diesem Pragmatismus zu bekennen. Eine Ausnahme bildet Ralf Bohnsack. Er offenbart durch sein Bekenntnis, dass sich Beobachtung, Methode und Theorie in seinem Projekt (in welchem mit einer ähnlichen Methode wie hier gearbeitet wurde) wechselseitig ergeben hätten, einen eher realistischen und auch praktikablen Feldzugang.¹¹ Ähnlich wurde die Methode der „objektiven Hermeneutik“ entwickelt, die mittlerweile zu den ausformuliertesten Techniken der qualitativen Forschung gehört. Die objektive Hermeneutik an sich und einige ihrer speziellen Umsetzungsmöglichkeiten wurden erstmals bei dem Großforschungsprojekt „Elternhaus und Schule“ im Jahr 1968 angewandt, seit dem immer wieder diskutiert und erst im Lauf der folgenden Jahrzehnte von ihren Anwendern ausformuliert.¹² Diese beiden Beispiele unterstreichen auch die hier präsenten Zweifel, ob eine ausbuchstabierte und elaborierte Methode für den Erkenntnisprozess überhaupt notwendig ist, beziehungsweise bestärken die Vermutung, dass eine solche dem Erkennen und Erklären mitunter auch im Weg stehen kann.¹³

3.2 DIE FOKUSGRUPPE ALS METHODE

Hier wird sich ausdrücklich zu einem realistischen und pragmatischen Vorgehen bekannt. Wobei sich die Einsicht nicht in einem Nebensatz der Einleitung verstecken, sondern zum Programm der Arbeit erhoben werden soll. Das Ziel ist im

11 Ralf Bohnsack, Einleitung, 2010, S. 13.

12 Kritik von Jo Reichertz, Die objektive Hermeneutik – Darstellung und Kritik, in: Eckard König u. Peter Zedler (Hg.), Bilanz qualitativer Forschung. Bd. II: Methoden, Weinheim 1995, S. 379–423, hier S. 381.

13 So war beispielsweise die Studie „The Polish Peasant“, die für die spätere Chicago School den Startpunkt bildete, der Ausgangspunkt für eine neue Art der Sozialforschung – auch ohne dass deren Vertreter zu Beginn eine elaborierte Methodendiskussion geführt haben. Und später galt das Autorentrio William Isaac Thomas, Robert Ezra Park und Florian Znaiecki als „Ahnherren“ der qualitativen Sozialforschung. Vgl. Gabriela Christmann, Robert E. Park. Konstanz 2007, S. 95.

Folgenden, den Forschungsprozess nicht nur über die Beschreibung der Methodik nachvollziehbar zu machen, sondern auch in die Darstellung miteinzubeziehen. So entsteht nicht nur eine Arbeit über die „Mitte“, sondern auch über die Methodik zur Erforschung derselben.

Die herkömmliche Darstellung von Einleitung, Methodik, Entwicklung der Ergebnisse und zusammenfassender Interpretation würde die Offenheit des Forschungsprozesses verdecken und könne als nachträgliche Legitimationsbemühung missverstanden werden. Daher soll hier gar nicht erst der Eindruck entstehen, als sei dem Nachdenken über die „Mitte“ und ihrer Vertreter ein detailliertes Forschungsprogramm vorausgegangen. Das erste Staunen der Verfasserin, die anfängliche Ratlosigkeit, das Sammeln von Erkenntnissen und das erneute Auftreten von Problemen soll für den Leser sichtbar bleiben. Nur wenn der Forschungsprozess auf diese Art nachvollziehbar wird, bleibt er offen für Diskussionen. Richtet man jedoch die Darstellung auf die zusammenfassende Präsentation der Ergebnisse aus, so entfalten diese auf den Leser eine zwingende suggestive Kraft. Ihm wäre es dann beinahe unmöglich, sich der vorgeschlagenen Interpretation zu entziehen.

Die öffentliche Meinung, also die Einstellung der Bürger eines Landes zu politischen Institutionen, hat weniger etwas mit abfragbaren Wissen, sondern eher mit undeutlichen Stimmungen zu tun,¹⁴ die sich nicht wie in einer Art Seifenblase in einem selbständig handelnden und denkenden Individuum autonom entwickeln, sondern durch Interaktion mit anderen Menschen entstehen.¹⁵ Weil sich also das „Alltagsbewusstsein“ erst durch Interaktions- und Kommunikationsprozesse mit einer sozialen Gruppe herausbildet,¹⁶ ist der Meinungsbildungsprozess in einer Gruppendiskussion für den Sozialforscher besser nachzuvollziehen als ein Einzelinterview¹⁷. Die These ist, dass die befragten Individuen in einer Gruppe oftmals besser in der Lage sind, ihre Meinung zur Sprache zu bringen. Wenn sie auf Stichwortgeber reagieren können oder durch vorangegangene ähnliche Aussagen Mut gefasst haben, sind die Äußerungen präziser. Ähnlich argumentiert auch Philipp Mayring: „Viele subjektive Bedeutungsstrukturen

14 Vgl. Giovanni Sartori, *Demokratietheorie*. Darmstadt 1997.

15 Thomas Kühn u. Kay-Volker Koschel, *Gruppendiskussionen. Ein Praxis-Handbuch*, Wiesbaden 2011, S. 53.

16 Nach Mead vgl. Thomas Leithäuser u. Uwe Flick, *Politische Psychologie*, in: Dies. (Hg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendung*, Weinheim 1995, S. 504–408, hier S. 406.

17 Vgl. Thomas Kühn, *Gruppendiskussionen*, 2011, S. 105.

sind so stark in soziale Zusammenhänge eingebunden, dass sie nur in Gruppendiskussionen erhebbar sind. Hier können psychologische Sperren durchbrochen werden, um zu kollektiven Einstellungen und Ideologien zu gelangen.¹⁸ Durch die Initiierung einer Gruppendiskussion entsteht ein „Raum gemeinsamer Erfahrungen“, in dem sich durch ungeplante Begegnungen ein politischer Diskurs entwickelt. Die Diskussion in der Gruppe wird hier also als „institutionalisierte Produktionsstätte von Daten“¹⁹ angesehen und als Erhebungsmethode eingesetzt.

Nun mag die Kritik an der Gruppendiskussion ähnlich formuliert werden wie an einer repräsentativen standardisierten Umfrage: Auch Teilnehmer einer Gruppendiskussion können sich im Verlauf der Unterhaltung mit Aussagen gegenseitig provozieren, zu Äußerungen animieren, die im Alltag sonst nicht gefallen wären und so vielleicht auch gar nicht Denken und Verhalten des jeweiligen Individuums bestimmen. In der Gemeinschaft werden so Aussagen produziert, die der Einzelne gar nicht vertreten würde.²⁰ Doch macht genau dieser Punkt die Arbeit mit Gruppen spannend und realitätsnah zugleich. Schließlich haben nicht nur die Arbeiten über die extremen gesellschaftlichen Entwicklungen in der Weimarer Republik und zum Nationalsozialismus, sondern auch Forschungen zur Massenpsychologie immer wieder gezeigt, dass Individuen sich vor allem in einem Kollektiv radikalisierten. Insofern verfälscht die Gruppendiskussion den Meinungsbildungsprozess nicht, sondern ist nah an der gesellschaftlichen Wirklichkeit und dient quasi als Inszenierung oder Experiment dazu, die sich vollziehenden gesellschaftlichen Prozesse zu rekonstruieren.²¹

Gruppendiskussionen beziehungsweise Fokusgruppen sind dabei mehr als ein Gruppeninterview. Eine Kleingruppe von sechs bis zwölf Personen wird

18 Philipp Mayring, Einführung in die qualitative Sozialforschung, 2001, S. 77.

19 Christian Klein, Handbuch Biographie: Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart 2009.

20 So formuliert (aber nicht vertreten) von: Thomas Kühn, Gruppendiskussionen, S. 247.

21 Das Gruppendiskussionen eine Mischform aus Experiment, Beobachtung und Befragungen sind, wird auch vertreten von Thomas Kühn, Gruppendiskussionen, S. 61. Und obwohl es in der Politikwissenschaft eine institutionalisierte Distanz zu solcher Art der Forschung gibt, da sie ursprünglich eine rein „beobachtende“ Wissenschaft war, ist doch der Trend zu Experimenten auch hier nicht zu übersehen. Vgl. Thorsten Faas u. Sascha Huber, Experimente in der Politikwissenschaft. Vom Mauerblümchen zum Mainstream, in: Politische Vierteljahresschrift Jg. 51 (2010), S. 721-749, hier S. 723; Heinrich August Winkler, Liberalismus und Antiliberalismus. Studien zur politischen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 1979, S. 158f.

durch ein oder zwei Moderatoren angeregt, über ein von ihnen initiiertes Thema zu diskutieren.²² Wie viele andere Methoden der Sozialwissenschaft auch wurde die Praxis der Fokusgruppen in den Vereinigten Staaten in den 1920er Jahren entwickelt.²³ Während des Zweiten Weltkrieges testeten Paul Lazarsfeld und Robert Merton mit Gruppeninterviews die Wirkung von Rundfunkpropaganda. Auch in Deutschland wurde im Jahr 1950 die Methode angewandt. Das Sozialforschungsinstitut in Frankfurt befragte insgesamt 1.800 Menschen in Kleingruppen mit acht bis achtzehn Teilnehmern aus Hessen, Bayern und Norddeutschland. Ihnen ging es vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus um die sozialpsychologische Frage, wie Individuen zu verhaltensrelevanten Einstellungen kommen. Dabei spielten sowohl Mechanismen der Projektionen als auch verdrängte Schuldgefühle eine Rolle.²⁴

Wohl auch weil diese äußerst aufwendige Untersuchung mehr oder weniger nur die Vorannahme des „autoritären Charakters“ der Deutschen zu bestätigen schien und Theodor W. Adorno und Max Horkheimer die methodischen Mängel der Studie beklagten,²⁵ wurde die Gruppendiskussion in den Sozialwissenschaften nicht systematisch weiterentwickelt. Indes fand die Methode in den 1950er Jahren sowohl diesseits als auch jenseits des Atlantiks Eingang in die Marktforschung. In den 1970er Jahren griffen dann erste Sozialwissenschaftler das fokussierte Gruppeninterview wieder auf. Ihnen ging es jedoch nicht mehr Verdrängungsprozesse und Massenpsychologie, sondern um die Untersuchung von gruppeninternen Prozessen. Somit gerieten Realgruppen in das Forschungsinteresse und es wurde die These verfochten, dass sich nur in Gruppen, die in dieser Zusammensetzung auch in der Realität existent seien, „Wirklichkeit“ zeigen würde.²⁶

22 Vgl. Marlen Schutz, Quick and Easy!? Fokusgruppen in der angewandten Sozialwissenschaft, in: Dies. u.a. (Hg.), Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft. Von der Konzeption bis zur Anwendung 2012, S. 9-22, hier S. 9.

23 Zur Geschichte der Fokusgruppe als Methode vgl. Claudia Puchta u. Jonathan Potter, Focus Group Practise. London 2004, S. 5f.; ebenso David L. Morgan, Focus Groups as qualitative Research. Thousand Oaks 1997, S. 4.

24 Friedrich Pollock u. Franz Böhm, Gruppenexperiment. Ein Studienbericht, Frankfurt a.M. 1955, S. 7.

25 Vgl. Tobis Freimüller, Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler, Göttingen 2007, S. 228.

26 Manfred Nießen, Gruppendiskussion. Interpretative Methodologie, Methoden, Anwendung. Münster 1977.

Tatsächlich jedoch wurde jene Ausgangsthese mit der vermehrten Anwendung der Gruppendiskussion zurückgedrängt. Spätestens seit Mitte der 1990er Jahre, als die britischen Parteien die Fokusgruppen zunehmend als Möglichkeit begriffen, Wähleranalysen zu betreiben und Wahlwerbung gezielter abzustimmen, hatte sich die Arbeit mit ad-hoc zusammengesetzten Gruppen in der Praxis durchgesetzt. Dabei hat die Zusammenstellung von einander unbekannten Teilnehmern auch Vorteile. So kann der Einzelne beispielsweise freier agieren, ohne persönliche Konsequenzen fürchten zu müssen.²⁷ Indem der zu diskutierende Gegenstand jeden Anwesenden betrifft, bildet das Konglomerat der Interviewten in der Selbstwahrnehmung schließlich eine Gruppe, der nicht zwingend eine reale Gruppe, der nicht zwingend eine reale Einheit vorausgehen muss.²⁸ In einer solch anonymen Situation lässt sich – sofern durch die Außenbedingungen eine vertrauensvolle und offene Atmosphäre hergestellt werden konnte – über mit Tabus behaftete Themen leichter diskutieren.²⁹ Gerade das Erlebnis, dass zuvor unbekannte Menschen von ähnlichen Dingen bewegt werden und sich über dieselben gesellschaftlichen Probleme Gedanken machen, kann diskussionsfördernd wirken.³⁰ Mittlerweile sind Fokusgruppen ein in der Praxis zahlreich erprobtes Instrument. Sie werden nicht nur zur Meinungsermittlung, sondern auch für Akzeptanzanalysen, Anwendungserprobungen und Konfliktschlichtungen eingesetzt.³¹ In der vorliegenden Untersuchung jedoch geht es weniger darum, dass die Gruppe sich einigt oder ein Konflikt analysiert und behoben wird, sondern dass die offenbar durch eine Diskussion reproduzierten Meinungen erfasst werden, die in der Analyse exemplarisch als Einzelmeinungen für sich stehen können.

Obwohl gegenwärtig die Fokusgruppe eine häufig eingesetzte Methode ist, beginnen ihre Schwierigkeiten bei ihrer Auswertung. Während einigen Forschern offenbar Beobachtungsprotokolle für die Analyse ausreichen, stützen sich andere auf die nach unterschiedlichsten Regeln verfassten Transskripte der Dis-

27 Vgl. Thomas Kühn, Gruppendiskussionen, S. 77. Im deutschen Sprachraum scheint sich ein wenig die Unterscheidung durchgesetzt zu haben, dass der Begriff der „Gruppendiskussion“ für Realgruppen verwendet wird, während man mit Fokusgruppen ein Setting meint, indem die Teilnehmer einander zwar (sozialstrukturell) ähnlich aber unbekannt sind.

28 Philipp Krohn, Die Abstiegsorgen der Mittelschicht, 28.07.2010, S. 5.

29 Vgl. Thomas Kühn, Gruppendiskussionen, S. 230.

30 Ebd. S. 235.

31 Marlen Schutz, Quick and Easy!?, 2012, S. 10f.

kussion und fordern die nächsten, dass lediglich eine sequentielle Analyse die Probleme aufbrechen könne. Hinter diesen Auswertungsvorschlägen steckt selbstverständlich keine Beliebigkeit, sondern eine spezifische Schule der qualitativen Forschung mit ihrer eigenen Geschichte, ihren jeweiligen Routinen und herausragenden Vertretern. Auf diesem Feld ringen die Inhaltsanalyse, die grounded theory, die Narrationsanalyse und die objektive Hermeneutik um Anerkennung.

Zu Beginn der vorliegenden Untersuchung stand lediglich die grobe Methodik fest. Diese sollte dann im Prozessverlauf erprobt und verfeinert werden. Dennoch konnten bezüglich der Frage, nach welchen Grundlagen die durchgeführten Fokusgruppen ausgewertet werden sollen, bereits am Anfang einige Richtungen durchdacht und für den hier verfolgten Zweck verworfen werden. Die Basis der Inhaltsanalyse, Narrationsanalyse und objektiven Hermeneutik bildet der Text. Bei Fokusgruppen entsteht Text durch die Verschriftlichung des Gehörten. Mit Hilfe der in den 1980er Jahren von Philipp Mayring entwickelten Inhaltsanalyse werden in einem relativ schematischen Verfahren Kategoriensysteme aus theoretisch erarbeiteten Analyseeinheiten und Strukturdimensionen abgeleitet und durch mehrmalige Materialdurchläufe überprüft und ergänzt,³² wobei in diesem strukturierten Prozess die Kategoriensysteme vorab schon klar sein müssen.³³ Diese Art der Auswertung eignete sich für die hier quasi explorativ zu entdeckende „Mitte“ wenig. Auch eine Narrationsanalyse schien für die hier angewendete Fragestellung wenig zielführend. Bei diesem Verfahren steht zunächst eine formale Textanalyse und anschließend eine Analyse der einzelnen erzählenden Elemente im Vordergrund. Doch die im Rahmen der Untersuchung durchgeführten Fokusgruppen waren keine freien Diskussionen, in denen sich Narrationen hätten entfalten können, sondern durch vorgegebene Themen und durch das Eingreifen der Moderation gelenkte Gruppen. Daher bot sich eine Analyse der konstruierten erzählenden Elemente ebenso wenig an.

Die objektive Hermeneutik und die grounded theory versprachen hingegen für den Erkenntnisprozess gewinnbringendere Ansätze zu sein. Die Grundannahme der grounded theory und der objektiven Hermeneutik ist, dass die Teilnehmer der Gruppendiskussion keine Realitäten an sich formulieren, sondern dass dies lediglich Symbolisierungsprozesse sind, die aufgrund zwischenmenschli-

32 Vgl. im Folgenden: Philipp Mayring, *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Weinheim 2010.

33 Philipp Mayring, *Einführung in die qualitative Sozialforschung*, 2001, S. 15.

cher Interaktion zu Stande kommen.³⁴ Den Vertretern der grounded theory, auch teilweise Ethnomethodologen genannt, geht es um die Aufdeckung von „handlungsleitenden Vorstellungsstrukturen“.³⁵ Schließlich steht die Herausarbeitung einer „gegenstandsbegründeten“³⁶ Theorie am Ende ihrer Arbeit. Dies ist den Ethnomethodologen weniger durch eine genaue Methode, sondern mehr durch einen spezifischen „Forschungsstil“ möglich, wie es deren Protagonist Strauss formuliert. Ein solcher Stil zeichne sich durch eine „größtmögliche Offenheit“³⁷, durch Verstehen sowie die verständliche und nachvollziehbare Aufarbeitung der Inhalte in einen für den Rezipienten lesbaren Text aus. In der Forschungspraxis stellt dann das theoretische Kodieren den ersten Arbeitsschritt dar.³⁸ Die vorhandenen Daten werden in Bezug zu allgemeinen Begriffen gesetzt, gleichzeitig begibt sich der Forscher auf die Suche nach gegenstandsadäquaten Ausdrücken und Verallgemeinerungen. Die Vertreter der grounded theory erheben zunächst immer nur einen Fall, werten diesen dann mit Hilfe von Memos und Hypothesenbildung aus, bevor sie den nächsten Fall bearbeiten, der dann entlang der Forschungsfragen oder Hypothesen einen größtmöglichen Kontrast zum ersten Beispiel darstellen soll. Im Verlauf der Untersuchung kristallisieren sich so die Fragen, Thesen und Theorien deutlicher heraus.

Die Bemühung eines unvoreingenommenen Verstehens und einer deutlichen Thematisierung des Standpunktes des jeweiligen Forschers kann man als Leistung dieses Ansatzes bezeichnen. Und insofern könnten diese Elemente auch Bestandteil des „individuellen Forschungsstils“ werden. Offen bleibt bei diesem Verfahren jedoch, was unter einer Theorie genau zu verstehen ist, ob man die Werkzeuge der grounded theory auch anwenden kann, wenn das Erkenntnisinteresse keine Theoriebildung ist, wie in dem vorliegenden Fall. Überdies bleibt die Ethnomethodologie stark an die subjektiven Leistungen des Forschers gekoppelt, entzieht sich teilweise der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit und wird so zur „Kunstlehre“ erhoben.³⁹

34 Gabriele Cappai, Einleitung, 2008, S. 16.

35 Ebd. S. 17.

36 Franz Breuer, Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis, Wiesbaden, S. 39.

37 Ebd. S. 24.

38 Vgl. für das Folgende ebd. S. 41-52.

39 Jörg Strübing, Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden 2004, S. 17.

Genau dieser Vorwurf, lediglich eine Kunstlehre zu betreiben, wird auch gegen die Anwender der objektiven Hermeneutik erhoben. Während es hingegen in der Logik der grounded theory möglich ist, dass unterschiedliche Interpreteten zu divergierenden Sichtweisen kommen können,⁴⁰ wird innerhalb der objektiven Hermeneutik eine davon abweichende Position eingenommen. Durch spezifische Methoden wie der Fallrekonstruktion und der Sequenzanalyse haben die Vertreter der objektiven Hermeneutik das Ziel, ihre Interpretationsschritte offen zu legen und schließlich eine sich zwingend ergebene Lesart des Textes zu produzieren. Genau wie die Repräsentanten der grounded theory gehen auch diejenigen der objektiven Hermeneutik davon aus, dass die in der zwischenmenschlichen Kommunikation sichtbar werdenden innersubjektiven Strukturen nur durch ihre „Ausdrucksgestalt“, also die Hinterlassenschaften zu entschlüsseln sind. „Vielmehr macht die objektive Hermeneutik ernst mit den Konsequenzen der grundlegenden Erkenntnis, daß jede subjektive Disposition, d.h. jedes psychische Motiv, jede Erwartung, jede Meinung, Haltung, Wertorientierung, jede Vorstellung, Hoffnung, Fantasie und jeder Wunsch methodisch überprüfbar nie direkt greifbar sind, sondern immer nur vermittelt einer Ausdrucksgestalt oder einer Spur, in der sie sich verkörpern oder die sie hinterlassen haben.“⁴¹ Und genau dies soll durch elaborierte Methoden und Techniken erfasst werden.

Während noch die Vertreter der grounded theory davon ausgehen, dass alles beobachtbar sein kann – und deswegen auch Memos und Postscripts ein wichtiges Mittel ihrer Auswertungsprozeduren sind, ist eine Grundannahme der objektiven Hermeneutik, dass nur Sprache, also nur der Text, das zu untersuchende Abbild darstellen kann. Und eben diese Abbilder und die Strukturen der unbekannten Phänomene lassen sich mit Hilfe der objektiven Hermeneutik entschlüsseln⁴² und so nachvollziehbar machen. „Objektiv“ als Beschreibung der spezifischen Hermeneutik tritt also nicht in seiner klassischen Wortbedeutung auf, sondern zeigt an, dass es bei dieser Methodik – anders als bei grounded theory – nicht um das Sich-Einfühlen geht, sondern vielmehr um die Erschließung und

40 Ebd. S. 23; Jo Reichertz, *Die objektive Hermeneutik – Darstellung und Kritik*, 1995, S. 403.

41 Ulrich Oevermann, *Klinische Soziologie auf Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiven hermeneutischen Sozialforschung*. März 2002, online einsehbar unter http://www.ihsk.de/publikationen/Ulrich_Oevermann-Manifest_der_objektiv_hermeneutischen_Sozialforschung.pdf [eingesehen am 22.11.2012], S. 3.

42 Ebd.

Rekonstruktion der Abbilder.⁴³ Erreichbar sei dies nur mit Hilfe der Fallrekonstruktion nicht anhand einer simplen Fallbeschreibung. In der Fallrekonstruktion würde die fallspezifische Strukturgestalt in der Sprache des Falles selbst sichtbar werden,⁴⁴ sofern sie mit der Sequenzanalyse entschlüsselt wird. Dafür muss in einem ersten Schritt der Text in verschiedene Sequenzen, also ein „sinnlogisches Hintereinander von Abfolgen“, ⁴⁵ aufgeteilt werden. Als zweite Maßnahme müssen für die erste Sequenz in Gedankenexperimenten verschiedenste Lesarten ermittelt werden.⁴⁶ Dabei ist der Text unbedingt wörtlich zu nehmen, auch seinen „Fehlern“ wie Versprechern oder unvollständigen Satzkonstruktionen oder „unauffälligen“ Äußerungen⁴⁷ eine gleichberechtigte Bedeutung einzuräumen. Wichtig ist, dass bei der Analyse der ersten Sequenz unter allen Umständen die Betrachtung und Einbeziehung der folgenden Sequenzen vermieden wird. Im Anschluss wird die nächste Äußerung nach dem gleichen Verfahren untersucht – ebenfalls unter Nicht-Beachtung des Vorangegangenen und des Kommenden. Im Anschluss muss geprüft werden, ob die über die erste Sequenz aufgestellten Hypothesen bestätigt werden können oder zu verwerfen sind und gegebenenfalls neue Deutungen aufgestellt werden müssen. Erst nach der Analyse dieser Struk-

43 Ebd. S. 6.

44 Ulrich Oevermann, Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse 1981, online einsehbar unter https://www.google.de/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&ved=0CDEQFjAA&url=http%3A%2F%2Fpublikationen.ub.uni-frankfurt.de%2Ffiles%2F4955%2FFallrekonstruktion-1981.pdf&ei=ygXMUePBESXXtAaviIHABQ&usg=AFQjCNH6ok0-sG1iH_8yNk3TtbH7Vxv8Wg&bvm=bv.48340889,d.Yms [eingesehen am 09.12.2012], S. 4.

45 Klaus Kraimer, Objektive Hermeneutik. Studienbrief 7: Objektive Hermeneutik 2008, online einsehbar unter <https://www.htw-saarland.de/Members/klaus-kraimer/lehrrmaterialien/studienbrief7> [eingesehen am 23.03.2013], S. 3.

46 Vgl. für die Durchführung der Sequenzanalyse: Wolfgang Ludwig-Mayerhofer u. Ariadne Sondermann, Einige einführende Anmerkungen zur sequenzanalytischen Interpretation von Daten, online einsehbar unter <http://www.uni-siegen.de/phil/sozialwissenschaften/soziologie/mitarbeiter/ludwig-mayerhofer/sequenzanalyse-lfp-2006.pdf> [eingesehen am 05.02.2013], S. 3f. Auch Andreas Werneth, Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik. Wiesbaden.

47 Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, Einige einführende Anmerkungen zur sequenzanalytischen Interpretation von Daten, S. 3.

turen darf das Kontextwissen hinzugezogen werden.⁴⁸ Um die Zahl der in Frage kommenden Interpretationen einer Sequenz zu erhöhen, ist dieses Vorgehen möglichst innerhalb einer Forschergruppe durchzuführen. Um das Verfahren nicht ausufern zu lassen, sind nur jene Deutungsmöglichkeiten in Betracht zu ziehen, die vom Text „erzwungen werden“. Unnötig außertextliche, „pathologische“ oder „unvernünftige“ Einflüsse sind zu vernachlässigen.⁴⁹ Indem die „Grenzen des Spielraumes von Bedeutungsmöglichkeiten einer Äußerung“⁵⁰ analysiert werden, sei der forschungsökonomische Aufwand in Grenzen zu halten.

Dennoch bleibt das Verfahren höchst ressourcenintensiv. Schließlich hat sich in der praktischen Forschung neben der methodisch expliziten auch eine „praktisch abgekürzte“ Hermeneutik⁵¹ durchgesetzt. Bei dieser Variante werden oftmals nur einzelne, als zentral identifizierte Teile des Protokolls mit Hilfe der Sequenzanalyse bearbeitet. Jedoch löst auch dieser Ansatz nicht ein Problem, den alle objektiven Hermeneuten haben: sobald die Deutung wiederum als Text für Dritte formuliert werden soll, verstößt man gegen die Prinzipien der eigenen Methodik – denn in einem lesbaren Text sind all die verschiedenen Interpretationsvarianten kaum darstellbar. Dem Leser bleibt dann nur – wie bei der grounded theory auch – der vorgelegten Interpretation Glauben zu schenken.⁵² Darüber hinaus verleitet die Methodik der objektiven Hermeneutik zur Überinterpretation und somit zur Beliebigkeit. Bei der Auswahl von schlüssigen Interpretationen von der einen zur anderen Sequenz scheine außerdem eine Art „intuitives Regelwissen“ vonnöten, welches schließlich ebenso wenig nachvollziehbar und überprüfbar ist wie die anderen qualitativen Auswertungsverfahren.⁵³ Hinzu

48 Ulrich Oevermann, Thesen zur Methodik der werkimmanenten Interpretation vom Standpunkt der objektiven Hermeneutik., 1997, S. 7f.

49 Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, Einige einführende Anmerkungen zur sequenzanalytischen Interpretation von Daten, S. 4.

50 Ulrich Oevermann, Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologischstrukturtheoretischen Analyse 1981, S. 10.

51 Klaus Krammer, Objektive Hermeneutik, S. 13.

52 Susanne Friese, Rezension zu: Andreas Wernet (2000). Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik, in: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Jg. 4 (2003) H. 2; Jo Reichertz, Die objektive Hermeneutik - Darstellung und Kritik, 1995, S. 404.

53 Andreas Wernet, Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik, 2006, S. 9.

kommt, dass jedes Protokoll auch unter anderen Fragestellungen gelesen und dem Interpreten mit einem anderen Kontextwissen übergeben werden kann. Somit würden auch wieder andere Interpretationen entstehen.⁵⁴ Und schließlich, ein letzter Einwand gegen die objektive Hermeneutik, könne sich Sinn auch außerhalb von Texten zeigen und sei nicht nur in diesen strukturell vertreten.⁵⁵

Ein Grund, weshalb die Kritik gegen die objektive Hermeneutik oftmals sehr heftig vorgetragen wird, liegt sicherlich in dem Anspruch der Hermeneuten selbst, *den* Schlüssel für die Textinterpretation gefunden zu haben, sowie darin, dass die konsequente Anwendung der Methodik äußerst ressourcenintensiv und im Forschungsalltag kaum durchführbar ist. Dennoch sind aus den Überlegungen der objektiven Hermeneutik für die Interpretation von Fokusgruppen interessante Ansatzpunkte hervorgegangen. Bohnsack beispielsweise hat hierfür die sogenannte „dokumentarische Methode“ entwickelt. Seine Grundannahme ist, dass die Teilnehmer der Fokusgruppe ihre Realität handlungspraktisch herstellen – mittels habitualisierten Praktiken und handlungsleitenden sowie inkorporiertem Erfahrungswissen.⁵⁶ Sichtbar und für die agierenden Personen verstehbar werde dies dann in einem „konjunktiven Erfahrungsraum“.⁵⁷ Daraufhin schlägt Bohnsack zunächst eine „formulierende Interpretation“ der Protokolle vor, also die Zusammenfassung des wörtlichen thematischen Sinngehaltes, um schließlich zu einer „reflektierenden Interpretation“, also zur „Einbettung der in der formulierenden Interpretation gefundenen Themen in einen Orientierungsrahmen“, zu gelangen.⁵⁸

Ein weiterer fruchtbarer Ansatz in diesem Zusammenhang kommt von Ulrich Oevermann, dem Begründer der objektiven Hermeneutik. Er schlägt vor, nach „sozialen Deutungsmustern“ zu suchen.⁵⁹ Oevermann entwickelte in den 1970er Jahren diesen Begriff in Anlehnung an Lepsius als „gedachte Ordnung innerhalb

54 Susanne Friese, Rezension zu: Andreas Wernet (2000), 2003.

55 Vgl. Gerald Schneider, Sozialwissenschaftliche Hermeneutik und „strukturelle“ Systemtheorie. Zu den Grenzen und Entwicklungsmöglichkeiten der „objektiven Hermeneutik“, in: Detlef Garz und Klaus Kraimer (Hg.), *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik*, Frankfurt a. M. 1994, S. 153-194.

56 Ralf Bohnsack, *Einleitung*, 2010, S. 11.

57 Ebd. S. 12.

58 Ebd. S. 13.

59 Er formulierte diesen Ansatz jedoch nicht für die Gruppendiskussion, mit der er offenbar nie gearbeitet hat, sondern für die Auswertung von Einzelinterviews.

der Gesellschaft“.⁶⁰ Seine Arbeit über die „sozialen Deutungsmuster“ publizierte Oevermann jedoch erst Anfang des 21. Jahrhunderts mit einer ergänzenden Überarbeitung seiner damaligen Terminologie. Soziale Deutungsmuster zeigten sich im impliziten, stummen Wissen, sind historisch und verallgemeinerbar.⁶¹ Weil sie quasi ein Ensemble von kommunizierbaren Problemen darstellen,⁶² würden sie sich vor allem durch Konfrontationen und Herausforderungen offenbaren und haben somit ihre eigenen Konsistenzregeln bezüglich der „Vernünftigkeit“ und Gültigkeit.⁶³ Überdies würden sich die sozialen Deutungsmuster in den individuellen Einstellungen, Erwartungen und Glaubensvorstellungen konkretisieren.⁶⁴ Die Deutungsmusteranalyse wird schließlich mit der objektiven Hermeneutik vollzogen.

Dieser Ansatzpunkt der sozialen Deutungsmuster hat bisher verhältnismäßig wenig Beachtung in der Sozialwissenschaft gefunden. Lediglich Matthias Müller hat den von Oevermann vorgeschlagenen Zugriff verwendet, um den Möglichkeitsraum sozialpolitischer Innovation auszuleuchten.⁶⁵ Eine zweite Arbeit, in der die Betrachtungsweise der Deutungsmuster übernommen wurde, ist von Patrick Sachweh verfasst worden, mit der Frage, wie soziale Ungleichheit wahrgenommen wird.⁶⁶

Auch für die vorliegende Untersuchung erscheinen die Überlegungen zu sozialen Deutungsmustern recht fruchtbar zu sein. Fokusgruppen als Interaktion zwischen Individuen sind als Raum der Konfrontation und Erklärung prädestiniert dafür, dass die Befragten – bewusst oder unbewusst – die Strukturen ihre Deutungsmuster offen legen. Vor allen in Gruppendiskussionen können Meinungen manchmal ungeplant aus den Sprechern „herausplatzen“. Indem dann die Aussagen eines Individuums im Laufe der zwei bis dreistündigen Diskussion nachvollzogen werden, können sich Widersprüche offenbaren, Probleme sichtbar

60 Ulrich Oevermann, Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung, in: Sozialer Sinn, H. 1/2001, S. 223-229, hier S. 37.

61 Ebd. S. 50

62 Ulrich Oevermann, Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern, in: Sozialer Sinn, H. 2/2001, S. 3-33, hier S. 5.

63 Ebd.

64 Ebd. S. 19.

65 Matthias Müller, Sozialpolitische Innovation. Zum Konflikt von Strukturen und Deutungsmustern. Wiesbaden 2011, S. 63.

66 Patrick Sachweh, Deutungsmuster sozialer Ungleichheit. Wahrnehmung und Legitimation gesellschaftlicher Privilegierung und Benachteiligung, Frankfurt a. M. 2010.

werden, Routinen zu erkennen geben, die in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen werden sollen.

3.3 MIT FOKUSGRUPPEN DIE „MITTE“ ERFORSCHEN – EINE ZWEITE ZUSAMMENFASSUNG

Was folgt aus alledem für die Analyse der Gruppendiskussionen? Sinnvoll und praktisch durchführbar erscheint hier eine Verbindung der vorgestellten Interpretationsmethoden. Doch soll diese „Methodentriangulation“ nicht zu der Annahme verleiten, dass so die Aussagen valider werden. Auch eine multiperspektivische Erkundung des Terrains bleibt subjektiv und rechtfertigt keineswegs einen objektiven Gültigkeitsanspruch.⁶⁷ Allen methodischen Reflexionen zum Trotz sind die hier präsentierten Erkenntnisse subjektiv, vorläufig und unvollständig. Indes werden sie aus reichlich Material gewonnen: Die hier vorliegende Untersuchung basiert auf insgesamt 23 Gruppendiskussionen und 21 Einzelinterviews, die zwischen Dezember 2009 und August 2012 durchgeführt wurden. Die einzelnen Erhebungen stammen aus verschiedenen Teilforschungsprojekten, die sich zwar durch unterschiedliche Themenschwerpunkte auszeichnen, die sich aber immer auf die „Mitte“ bezogen.

Im Forschungsprozess setzte sich sukzessive ein Bild der „Mitte“ zusammen. Die einzelnen Projekte werden im Folgenden in ihrem Gesamtkontext erläutert, ihre spezifische Fragestellung offengelegt und ihre Berechtigung für die Aufnahme in diese Arbeit erläutert. Dabei müssen, um die oben diskutierten Grundannahmen weitestgehend umzusetzen, die einzelnen Erkenntnisse und die sich daraus entwickelten neuen Fragen an den Forschungsgegenstand für den Leser sichtbar werden. Nur wenn man ihn am Forschungsprozess teilhaben lässt, können die folgenden Ausführungen über die „Mitte“ plausibel sein. Die einzelnen Untersuchungsschritte müssen auch deswegen so ausführlich dargestellt werden, weil sich mit jeder Auswertung eines Gruppen- oder Einzelinterviews das Wissen des Forschers vergrößert, sich seine Hypothesen verändern und sich langsam

67 Vgl. Jo Reichertz, Wer nur einen Hammer hat, dem gerät die Welt leicht zum Nagel. 4. Berliner Methodentreffen, 2008, online einsehbar unter http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/texte/texte_2008/reichertz.pdf [eingesehen am 23.11.2012], S. 7; Jo Reichertz, Über das Problem der Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung. Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation, in: Ronald Hitzler u.a. (Hg.), Konstanz 1999, S. 319-346, hier S. 334-336.

zu Thesen verdichten. Dennoch sollen die Erkenntnisse letztlich projektübergreifend ausgewertet und gebündelt werden. Nur so lassen sich Ähnlichkeiten und Unterschiede feststellen, Wiederholungen vermeiden. Auf diese Weise entsteht ein Puzzle der bundesdeutschen „Mitte“. Manchmal werden bei diesem Puzzle Teile nicht passen, es werden auch einige Komponenten nicht auffindbar sein, aber zumindest wird der Leser am Ende errahnen können, wie das Bild womöglich aussehen könnte.

Dabei soll für das Denken und Handeln der Individuen der gesellschaftlichen „Mitte“ sensibilisiert werden, für strukturelle Probleme und gesellschaftliche Ungleichgewichte. So werden neue Erkenntnisse gewonnen und eine Deutung offeriert. Das Ziel der Arbeit ist einerseits die Erschließung der gesellschaftlich-sozialen „Mitte“ und andererseits die Überprüfung der hierzu in der Forschungsliteratur präsentierten Thesen. Fühlen sich die Menschen aus der „Mitte“ der Gesellschaft bedroht? Ist diese Bedrohung ursächlich auf die sich verändernden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zurückzuführen? Ist die „Mitte“ tatsächlich – wie es oftmals heißt – ängstlich, politikfern und selbstbezogen?

Doch obwohl hier und im Folgenden *die* „Mitte“ thematisiert wird, vertritt die Verfasserin nicht die Annahme, dass jene ein Monolith ist. Die Formulierung *die* „Mitte“ ist nur eine Hilfskonstruktion, die der Lesbarkeit dient und sich auf die Individuen bezieht, die aus der gesellschaftlichen „Mitte“ kommen. Dabei soll die „Mitte“ hier nicht eindimensional konstruiert, sondern ihr vielmehr durch die dichte Beschreibung, basierend auf intensiven Beobachtungen, Raum zur Entfaltung gegeben werden. Die Personen des Untersuchungssamples haben andersartige Biographien, kommen aus den verschiedensten sozialen Orten, pflegen die divergierendsten Lebensstile, zeichnen sich durch einen jeweils spezifischen Habitus aus und sind Vertreter der unterschiedlichsten Milieus. Doch neben all den Unterschieden scheint es Gemeinsamkeiten zu geben. Diese Nähe und ähnlichen Zusammenhänge sollen hier präsentiert werden. Die Tatsache, dass die Gemeinsamkeiten vorhanden sind, wird hier vorausgesetzt, denn unsere Gesellschaft bestünde nur aus Exoten und Paradiesvögeln und es existierten darin ausschließlich Pluralisierung und Diversität von Lebensstilen und Identitäten.⁶⁸ Gleichzeitig sehen wir uns einer gewissen normierenden Normalität gegenüber. Das heißt, dass – zumindest verbal – Gemeinsamkeiten beziehungsweise die Zugehörigkeit zu einer größeren gesellschaftlichen Gruppe be-

68 Thomas Ahbe, Der Drang zur Mitte. Die Wirkung des „Mitte“-Propagems bei personaler Identitätsbildung und Politik-Propaganda in der Gegenwartsgesellschaft, in: Rainer Gries u. Wolfgang Schmale (Hg.), Bochem 2005, S. 251-266, hier S. 251.

tont wird. Es scheint eine gemeinsame Werthaltung beziehungsweise ein kollektives Verhältnis zur Politik oder einen Gehalt einer die „Mitte“ beschreibenden politischen Kultur zu geben. Was dieser die „Mitte“ einigende Kern – also womöglich gar ihre sozialen Deutungsmuster – sein kann, sollte mit Hilfe der intensiven Gruppengespräche und explorativen Untersuchungen herausgefunden werden. Diese Ergebnisse werden mit der Forschungsliteratur und den quantitativen Studien gespiegelt, so dass ein Porträt der „Mitte“ entsteht. Hier soll also keine „Theorie der Mitte“ entwickelt werden, sondern eine Skizze derselben, die im Fortgang der Untersuchung beständig an Kontur gewinnt. „Mitte“ wird somit auch als ein dynamischer Ort verstanden, der hier – gemeinsam mit dem Leser – abgesprochen werden soll.

Auch wenn die „Mitte“ einen komplexen und mitunter heterogenen oder auch unübersichtlichen Charakter hat, kann sich ihr erzählend genähert werden. Man kann die „Mitte“ beschreiben, kann überlegen, was von ihr bleibt, wo sie bleibt und vielleicht auch, wie sie wird. Zu dem hier entworfenen Bild der „Mitte“ mag es Ergänzungen und Nachträge geben. Jedoch wird es schwieriger sein, eine glaubwürdige Gegengeschichte zu erzählen, denn bei näherer Betrachtung werden sich immer ähnliche Konstanten und typische Leitmotive herauskristallisieren,⁶⁹ wie jene, die hier zusammengetragen sind. Dabei soll die Methode des Abwägens, des Erkenntnisgewinns aus Wahrscheinlichem, die sogenannte Topik zur Anwendung kommen.⁷⁰ Obwohl es sich bei der Topik letztlich um Meinungen handelt, geht es grundlegend um Plausibilität.⁷¹ „Sie ist eine Methode, die es erlaubt, aus wahrscheinlichen, meinungsmäßigen Sätzen Schlüsse zu ziehen.“⁷² Dabei ist demjenigen, der das topisch-dialektische Verfahren anwendet, bewusst, dass es der Methode inhärent ist, dass die gewonnen Ergebnisse vorläufig und somit diskutabel sind.⁷³

69 Einen ähnlich pragmatischen Zugang zu einem komplexen Thema entwickelt Joachim Radkau, vgl.: Joachim Radkau, *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, München 2011, S. 13.

70 Thomas Hügl, *Tyrannie der Mehrheit. Eine Ideengeschichtliche Studie*, 1977, S. 22.

71 Günter Rohrmoser, *Staatsethos heute*, 1982, S. 26.

72 Wilhelm Hennis, *Topik und Politik*, in: Ders., *Politik und praktische Philosophie. Eine Studie zur Rekonstruktion der praktischen Wissenschaft*, Neuwied am Rhein, S. 89-115, hier S. 26.

73 Ebd. S. 96.

3.4 DEN BISHERIGEN EINSCHRÄNKUNGEN ZUM TROTZ: DIE „MITTE“ BLEIBT EIN TRAGFÄHIGER GROSSBEGRIFF

Angesichts der oben diskutierten Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaften bleibt natürlich die Frage, inwiefern solch ein Großbegriff wie die „Mitte“ noch tragfähig ist. Durch Individualisierung und Globalisierung, Massenarbeitslosigkeit und Dienstleistungsgesellschaft, Wertewandel und Modernisierung, Zuwanderung und Nivellierung – kurz: durch die soziopolitischen Dynamiken in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten könne – so einige Stimmen – die Gesellschaft beziehungsweise größere Teilbereich von ihr, nicht mehr nur durch *einen* Begriff repräsentiert werden. Es seien daher viele Kategorien nötig, um die einzelnen Milieus oder die sozioökonomischen und lebensweltlichen Realitäten adäquat darstellen und beschreiben zu können. Bei alledem bleibt die Frage, ob sich die gesellschaftlichen Gruppen der Gegenwart im Vergleich zu beispielsweise denen des Wilhelminischen Kaiserreiches, tatsächlich so vollständig ausdifferenziert haben oder ob nur die Analyse der Sozialwissenschaftler aufgrund verfeinerter Methoden und seit Jahrzehnten reflektierend geführten Terminidiskussionen präziser und ausdifferenzierter geworden ist. Schließlich findet sich schon bei Theodor Geiger der Hinweis, dass auch seine in den 1920er Jahren beobachtete mittlere Lage durchaus vielschichtiger sei, als von ihm dargestellt wurde⁷⁴ und womöglich auch darstellbar war.

In dem Bewusstsein, dass Begriffe eigentlich immer einen unbestimmten sowie unfertigen Charakter haben – über den im Laufe der Zeit immer mehr Phänomene und Eigenschaften gesammelt werden können⁷⁵ – geht es nicht um eine Definition der „Mitte“, sondern eher um eine beschreibende und erklärende Darstellung dieses Phänomens. Es soll hier also keine griffige Erläuterung, sondern die Erzählung und Charakterisierung der „Merkmalsausprägung“ des Begriffes präsentiert werden.⁷⁶ Es wird sich herausstellen, so die hier vertretene These, dass es weniger wichtig ist, ob die „Mitte“ über ein Einkommen verfügt, dass sich innerhalb einer spezifizierten Spanne des durchschnittlichen Haushaltseinkommens befindet. Es wird deutlich werden, dass die berufliche Stellung

74 Vgl. Theodor Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, 1932, S. 103.

75 Vgl. Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, 1980 (1935), S. 11-29, 120.

76 Die Bezeichnung der Merkmalsausprägung hier von Joachim Rohlfes, *Geschichte und ihre Didaktik*. Göttingen 1986, S. 56.

innerhalb des dienstleistenden Sektors und die konkrete Höhe des Bildungsabschlusses für die Zugehörigkeit zur „Mitte“ nicht ganz so essentiell sind, wie von einigen angenommen wird.⁷⁷ Entscheidender wird vielmehr die Frage sein, ob man innerhalb der „Mitte“ auf bestimmte einander ähnliche Vorstellungen und Werthaltungen trifft, die hier erläutert und mit Inhalt gefüllt werden können.

Aus der bisherigen Literatur über die „Mitte“ lassen sich gewisse Annahmen herausarbeiten, welche thematischen Bereiche an dieser Stelle eine zentralere Rolle einnehmen werden als andere. Die Tatsache, dass man überhaupt einer geregelten, beruflichen Tätigkeit nachkommt und was man von ihr erwartet – nicht nur, aber sicher auch in materieller Hinsicht – ist ein solcher Kristallisationspunkt im „Raum der Mitte“; die Frage nach Planung und Sicherheit ein anderer.⁷⁸ Alles in allem ist die „Mitte“, die hier untersucht und präsentiert werden soll, eine „geräumige Mitte“, das heißt, eher inklusiv und umfassend statt exklusiv und kleinräumig. Daher ist eine Anlehnung an die „Mittevorstellung“ der amerikanischen *Middle Class Task Force* sinnvoll. Die Arbeitsgruppe wurde im Jahr 2009 durch ein Memorandum des amerikanischen Präsidenten Barack Obama eingerichtet und definiert die „Mitte“, oder wie sie es nennen die „Mittelschicht“, vielmehr über Lebenswünsche und Ziele, die man erreichen und auf die man hinarbeiten möchte, weniger über das tatsächlich verfügbare Einkommen.⁷⁹ „Mitte“ erscheint dann für die Bürger eher wie ein Sehnsuchtsort, eine Hoffnung auf bestimmte Standards, die in Amerika das Eigenheim, das Auto, die College-Ausbildung für die Kinder, die Absicherung im Alter und in Krankheitsfällen sowie einen gelegentlichen Familienurlaub umfassen.⁸⁰ Auf die Fragen, wie die Sehnsüchte, Wünsche und Bedürfnisse der deutschen „Mitte“ konkret aussehen, wird hier nach Antworten gesucht.

Und noch einmal: Bei der hiesigen „Mitte“ geht es mehr um den Erfahrungsraum und Erwartungshorizont,⁸¹ denn um eine tatsächliche Zugehörigkeit auf-

77 Beispielsweise von: Stefan Hradil, *Die Angst kriecht die Bürotürme hinauf...* 2006.

78 Vgl. Annual Report of the White House Task Force on the Middle Class 2010, online einsehbar unter <http://www.whitehouse.gov/sites/default/files/microsites/100226-annual-report-middle-class.pdf> [eingesehen am 02.03.2011], S. 11.

79 Vgl. Martin Schürz, *Kein Abschied von der Mitte*, 10.07.2011.

80 Annual Report of the White House Task Force on the Middle Class, 2010, S. 10.

81 Erwartungsraum und Erwartungshorizont sind von Kosselleck geprägte Begriffe; lt. Heinz Bude u. Ernst-Dieter Lantermann, *Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 58 (2006) H. 2, S. 233-225, hier S. 249.

grund bestimmter Schul- und Bildungsabschlüsse oder in einem Haushalt akkumulierter Jahresverdienste. Erfahrungsraum und Erwartungshorizont sind zwei von Reinhart Koselleck geprägte Begriffe⁸², die er für die Analyse von Geschichte entwickelte. Geschichte sei, so Koselleck, ohne die Erfahrungen und Erwartungen der handelnden Individuen nicht denkbar.⁸³ „Die Kategorien [Erfahrung und Erwartung] sind geeignet, geschichtliche Zeit auch im Bereich empirischer Forschung aufzuspüren, weil sie, inhaltlich angereichert, die konkreten Handlungseinheiten im Vollzug sozialer oder politischer Bewegung leiten.“⁸⁴ Erfahrung heißt also nicht Vergangenheit und Erwartung meint nicht schlicht Zukunft, sondern beide Begriffe beziehen sich „auf die Gegenwart der Handelnden“⁸⁵. Somit lassen sich die von Koselleck entwickelten Kategorien auch für die Analyse der Jetztzeit vereinnahmen. Sofern sich die Erfahrungen gedacht und hypothetisch in die Zukunft verlängern lassen, sich Erfahrungsraum und Erwartungshorizont miteinander verknüpfen, bildet dies die Basis für die gefühlte Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft.⁸⁶

Die Erfahrungen, von denen hier die Rede ist, müssen jedoch nicht immer die eigenen Erfahrungen sein, sondern können sich auch aus dem tradierten Wissen der vorangegangenen Generationen speisen. Und: sie sind zwar einerseits personengebunden, aber – gerade wenn sie durch größere Ereignisse oder Strukturveränderungen ausgelöst werden – auch interpersonal erfahrbar.⁸⁷ Die Zugehörigkeitserwartung zur Gesellschaft, in diesem Fall zur deutschen „Mitte“ scheint sich, so eine hier vertretene Annahme, gerade aus solchen vorgenerationellen Praxen, Routinen und Lebenseinstellungen zu speisen. Somit wäre die hier präsentierte „Mitte“ auch eine „zähe“ beziehungsweise langlebige gesellschaftliche Formation, die durch die akkumulierten Leistungen, durchlebten Erfahrungen, gewonnenen Überzeugungen, erinnerten Überreste, aber auch sozialen Kämpfe der anderen, der Eltern, Großeltern und Vorväter, geprägt ist.

82 Hierzu und im Folgenden Reinhart Koselleck, ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien, in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik vergangener Zeiten* 2013 [1976], S. 349-375.

83 Ebd. S. 364.

84 Ebd. S. 366.

85 Karin Palonen, *Die Entzauberung der Begriffe. Das Umschreiben der politischen Begriffe bei Quentin Skinner und Reinhart Koselleck*, Münster 2004, S. 277.

86 Heinz Bude, *Soziale Exklusion und Exklusionsempfinden*, 2006, S. 249.

87 Vgl. Reinhart Koselleck, ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien, 2013 [1976], hier S. 355.

Und gerade weil dieser Erfahrungsraum, aus dem sich der Erwartungshorizont speist, selten selbst durchschritten wurde, erfordert die Bewältigung der Distanz zwischen Erfahrungsraum auf der einen Seite und Erwartungshorizont auf der anderen Seite eine enorme Anpassungs- und Adaptionleistung. Denn das, was die „Mitte“ gegenwärtig erlebt, ist eben nicht – wie Münkler es formuliert – das Ineinanderfallen von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont,⁸⁸ sondern das Auseinanderdriften dieser Halt und Orientierung gebenden Formation. Diese Differenz zwischen den wie einen Schwamm aufgesogenen Erfahrungen der anderen und den eigenen konfrontierenden Realitäten auszuhalten und bestenfalls noch produktiv zu verarbeiten, erfordert eine enorme individuelle Anstrengung, die gleichzeitig auch dazu führt, dass es nicht nur zu Unsicherheitsdiskursen innerhalb der „Mitte“, sondern auch der gesamten Gesellschaft kommt.

Welche konkreten Ausprägungen all dies innerhalb „der Mitte“ einnimmt, auch welche Verarbeitungsmuster dort gefunden werden, soll hier herauspräpariert werden. Und in jenem Bewusstsein soll beschrieben werden, was wahrscheinlich und weniger wahrscheinlich, relevanter und weniger relevant in der Beschreibung der „Mitte“ der Gesellschaft ist. An diese Überlegungen schließen sich auch die zahlreichen historischen Untersuchungen an, in denen die Autoren zu dem Schluss kommen, dass der Mittelstand, die Mittelschicht und das Kleinbürgertum zwar durch Dissonanzen und Heterogenitäten geprägt sind, sie jedoch gleichzeitig durch eine Kollektivmentalität gekennzeichnet sind, die wiederum die größere Einheit zusammenhält.⁸⁹

Ein anderer Einwand gegen Großbegriffe wie den der „Mitte“ ist, dass diese Nuancen verdecken sowie den Blick auf den Mikrokosmos und die kleinen Welten verstellten zukleistern würden.⁹⁰ Doch obwohl die Schwierigkeiten bei der Definition der „Mitte“ enorm sind, „Mitte“ bei allen Bemühungen ein unbestimmter Begriff bleiben wird, findet er als Topos weitgehend Beachtung und zahlreiche Anwender, wie es hier anhand der Exkurse in die parteipolitische Programmatik gezeigt worden ist. Schon allein dies rechtfertigt eine Untersuchung der „Mitte“. Überdies steht hier nicht die Definition, sondern eine Be-

88 Herfried Münkler, *Mitte und Maß*, 2010, S. 27.

89 Vgl. exemplar. Günter Rohrmoser, *Zur Idee und Reformierbarkeit der Universität. Hohenheimer Arbeiten*, Stuttgart 1994, S. 107.

90 Bernhard Pörksen, *Bullshit kennt jeder*, in: *Kontext: Wochenzeitung*, 2011, online einsehbar unter <http://www.kontextwochenzeitung.de/index.php?id=69&requesturi=/newsartikel/2011/05/bullshit-kennt-jeder/> [eingesehen am 22.03.2012].

schreibung der „Mitte“ im Vordergrund. Die Definition soll hier nicht zum Selbstzweck werden, sondern nur als Umschreibung fungieren, damit der Leser eine Vorstellung davon gewinnt, wovon gesprochen wird.

Und schließlich stellte bereits Geiger fest, dass um die Berechtigung eines Begriffs kein Streit möglich ist, solange dieser einem Erkenntniszweck dient.⁹¹ Großbegriffe erleichtern es den Benutzern, Teilbereiche der erfahrbaren Realität interpretierend zu strukturieren, „sich in ihnen zu orientieren, in ihnen bestimmte Ziele normativ zu legitimieren.“⁹² Möchte man auf Großbegriffe verzichten, müsste man hinnehmen, dass ein Teil der Sprechfähigkeit verloren geht.⁹³ Eben weil sich Großbegriffe mit der Zeit verändern, neue und andere sozioökonomische und gesellschaftlich-politische Funktionen erfüllen, hat man sie historisch zu analysieren, nicht nur ihre synchronen, sondern auch ihre diachronen Bedeutungsgehalte herauszuschälen. Doch trotz diverser Metamorphosen bleibt ein Vorteil der Großbegriffe, dass sie eine längere historische Geltung haben und daher in ihrer „Visualisierung“ tragfähiger sind. Denn wer von der heutigen „Generation Praktikum“ kann sich noch konkret etwas unter der „New-Wave-Generation“ vorstellen? Und ob die „Generation Facebook“ was mit den sogenannten „Altlinken“ anfangen kann, ist ebenso fraglich, wie das Überleben der „LoHas“ in der Sprach- und Vorstellungswelt zukünftiger Kohorten. Insofern soll im Folgenden an dem Begriff der „Mitte“ festgehalten werden, die hier nun getrost – nach zahlreichen Erläuterung, Einschränkung und Definitionen aus der Fuchtel der Anführungszeichen befreit werden kann.

91 Theodor Geiger, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, 1932, S. 2

92 Zitiert nach: Reinhard Meyers, *Der Friede als Elementarbedingungen der Politik*, in: Volker Gerhardt u. Dieter Kinkelbur (Hg.), *Wie finden wir die Zukunft*, Münster 1989, S. 47-66, hier S. 4; Hans Jürgen Krysmanski, *Soziologie und Frieden. Grundsätzliche Einführung in ein aktuelles Thema*, Opladen 1993.

93 Vgl. ähnlich Karl-Rudolf Korte u. Manuel Fröhlich, *Politik und Regieren in Deutschland. Strukturen, Prozesse, Entscheidungen*, Paderborn 2006, S. 273.